

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 4 (1922)
Heft: 10

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 28.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Erscheint jeden Samstag.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 8.80, halbjährlich Fr. 4.40, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellbar 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzahlungstermin: 1. März 1922.

Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofstrasse 43. / Telephon No. 61. / Postcheckkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Kompaktpresse 30 Cts., Ausland 40 Cts. Restamen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Chiffregebühr 50 Cts. Keine Verbindlichkeit für Platzierungsverpflichtungen der Inserate. / Inseratenschluss: Donnerstag Mittag.

Allgemeine Annoncen-Nachnahme: Drell, Füllt-Annoncen Zürich, „Bürgerhof“, Sonnenquai 10 (beim Bellevueplatz) und deren Filialen in: Aarau, Basel, Bern, Chur, Luzern, St. Gallen, Solothurn, Gené, Lausanne, Neuchâtel etc.

Nr. 10 Aarau, 11. März 1922 IV. Jahrgang

Bewusstwerdung.

Von Ruth Waldteufel.
(Schluß.)

Es gibt immer zwei Möglichkeiten der Annäherung, wenn Menschen in ihren Wegen auseinanderstehen: entweder der eine lehnt um oder der andere weicht von seiner Richtung ab. Ueber eine Weile von der rein verstandesmäßigen Geistesbildung zum einzelnen Menschen auf die Stimme, die tief im Innern spricht und zum selbstlosen, unübertrefflichen Besten der Menschheit untereinander, müßte gegenseitlich ein mühtiger Mann zu Seinsgleichem sprechen.

Hier wollen wir von dem Mittel reden, welches der Intellekt des stillen Seelenlebens anzuwenden möglich ist, um die Kräfte ihres Seins in einer auf verstandesmäßige Vereinfachung gezielten und materielle Eigenschaften der Menschheit zur Wirkung zu bringen. Dieses Mittel ist allerdings nichts anderes als eine strenge Selbstbeherrschung. Wer wenn er es nicht das höchste Ziel, seiner selbst Meister zu werden, sich ein löbliches Instrument zur ewigen Harmonie zu stimmen?

Wenn wir Einsicht in das Leben von Menschengruppen, von Familien gewinnen, so beobachten wir, daß allerdings die Frau — sofern sie nicht durch den Geist der Zeit dumpf und richtungslos geworden ist — im allgemeinen eine Intuition, eine sichere Intuition, die glückliche Eingebung mitbringt, daß aber dieser sichere Instinkt im praktischen Leben nicht zu der Auswirkung gelangt, die solche Kräfte verdienen und die sie erst nutzbar machen würden. In unserer materialistisch eingestellten Zeit wirkt der Einfluss der Intuition und des Instinktes sehr oft wie ein Rückhalt, der auf ein blindes Auge fällt. Die Intuition, der sichere Instinkt, das stille gemeinsame Wissen der Idealisten kann aber auch heute in volle Wirksamkeit treten, wenn die Frau sich zu der Anstrengung aufschwingt, ihre besonderen Kräfte ins Bewusstsein zu heben. Ich meine damit nicht ein Zugeständnis an das verstandesmäßige materialistische Denken unserer Zeit, sondern im Gegenteil eine Stärkung und Wirkungsamkeit der seelischen Kräfte, wie sie in dem stillen, gesammelten Sein der Idealisten verankert werden. Ich meine damit ein gewissenhaftes Erforschen des Sinneren, der unser Fühlen, Wollen und Tun erfüllt. Das, was Eingebung und Instinkt genannt wird, ist eine viel stärkere Logik als diejenige des Verstandes. So lange sie aber nicht ins Bewusstsein gehoben wird, so ist sie in unserer Zeit der Eingebung und dem Instinkt entfremdet. Ich sage „entfremdet“, weil die seelischen Kräfte dunkler und darum leichter verderblich sind, als die Verstandeskräfte, besonders in einer Zeit, die ihrer Entfaltung nicht günstig ist. Darum ist es dringlich, daß jedes von uns die Anstrengung mache, sich über den Sinn seines Fühlens, Wollens und Tuns klar zu werden. Wer immer es in die Höhe einer religiösen oder philosophischen Ueberzeugung, einer ethischen Wahrheit tun kann, der solle sein eigenes Sein in die Klarheit dieser Leuchte. Es braucht ein beständiges seelisches Wachsein, um den Sinn der eigenen Wegungen, des eigenen Wollens nach und nach zu erfassen und das zufällig Selbsttätige darin zum vernünftigen

Wahren zu unterscheiden. Kinder der Wahrheit, diesen das heute nicht nur gefühlsmäßig sein; die Kräfte der Seele müssen vom Bewusstsein erhellet, von ihm bezaubert werden, um in dieser gefühlsmäßig dumpfen, verstandesmäßig scharf geschulten Zeit hochgehalten zu sein und wirksam zu werden. Ist der Sinn einer Kräfte, eines Wollens, eines Instinktes erkannt, dann können wir seine Berechtigung auch dem verstandesmäßig denkenden und wenig intuitiv fühlenden Menschen klar machen. Das, was ich theoretisch anzudeuten versucht habe mit den Worten, wir müssen den Sinn unserer Kräfte zu erforschen suchen im Lichte der Wahrheit und Selbstlosigkeit, kann an den einfachsten praktischen Beispielen des Alltagslebens erläutert werden, aus denen jene Theorie geschöpft ist. Das junge Mädchen, das zur Hausfrau erzogen wird, ist größtenteils auf Fertigkeiten dressiert. Es wird ihm beigebracht, daß es unrichtig sei, müßig zu sein, und das junge Mädchen ist damit einverstanden, weil nämlich sein Körper, folglich auch sein Instinkt, nach der physischen Tätigkeit verlangt. Es gibt nun Fälle, in denen sich aus diesem körperlichen Bedürfnis und aus der Gewohnheit, jede Denkfähigkeit der sogenannten müßigen Stunden zu scheuen, eine begrifflose Hast des Arbeitens ergibt, und der Typus jener Hausfrau entsteht, die mit ihrer Tätigkeitslust ihrer Umgebung jedes Behagen unmöglich macht und die für sich selber nichts mehr zusetzt als eine Stunde stiller Selbsttätigkeit. Dieser Typus ist nur eine Frucht allgemeiner Gedankenlosigkeit. Wäre dieser Frau der Zweck ihrer Arbeit, nämlich das häusliche Behagen, jemals bewusst geworden, wäre ihr der noch höhere Zweck des Lebens an sich bewusst, der nicht die übertriebene Betätigung als Folge innerer Tätigkeit und als Betätigungsmittel wolle, so würde sich hier die gute Eigenschaft der Arbeitsamkeit in eigener Selbstbeherrschung auswirken, und auf eine verstandesmäßige Frage nach dem Zweck dieses Arbeitens würde auch eine verstandesmäßig bestrebende Antwort gegeben werden können. Der an sich geübte Instinkt, der nach Tätigkeit, vielleicht nach speziell körperlicher Tätigkeit verlangt, genügt hier nicht in seinem unbewussten Antrieb, um dem Problem des täglichen Lebens beizutreten. Der Sinn in der Tätigkeit muß bewußt, der Instinkt muß erlärnt und beherrscht werden.

Die Fälle sind häufig, in denen Frauen wichtige Erregungen oder soziale Prinzipien, die sie instinktiv erfassen haben, ihrer Umgebung gegenüber nicht rechtfertigen können, oder zur Rechtfertigung gezwungen, diese mit ganz unvollständigen Gründen belegen und sie deshalb zum Schaden von Dritten nicht durchzuführen imstande sind. Wenn eine Stütze darüber aufgestellt werden könnte, wieviel geschäftliche Gefühl täglich im Familienleben geopfert werden muß, wenn es sich nicht zur Bewusstheit durchdringen hat und es einer verstandesmäßigen, oft aber das wesentlich Wichtigste nicht erfassenden Logik gegenüber hilflos ist — wenn eine solche Statistik geführt werden könnte, so würden die nicht zur Wirkung gelangten guten Instinkte eine sehr hohe Ziffer aufweisen.

Wenn wir nun noch bedenken, wie weit der Kreis von Konsequenzen jeder einfachsten Handlung, der Lebensführung ist, so stellt sich erst recht die Bedeutung der Bewusstwerdung unserer Antriebe

dar. Wenn ein begütertes junges Mädchen, das ein schönes Talent für die Handarbeit besitzt, dieses dazu verwendet, um sich eine sehr reiche Garderobe selber zu verfertigen, anstatt diese Arbeit einer auf Verdienst angewiesenen Person zu überlassen und sich mit einer etwas weniger reichhaltigen Kleiderauswahl zu begnügen und vielleicht ihre eigenen Fähigkeiten in besonders haltbarer Arbeit für die Armen anzuwenden, so hat dieses junge Mädchen und auch seine Familie, die es sehr wahrheitsgemäß rühmend und keinem Fleiß nicht den richtigen Sinn anzuerkennen gewohnt.

Ich nun das junge Mädchen innerlich so weit, daß es instinktiv seine Fertigkeit in den Dienst des Nächsten und nicht seiner Eitelkeit stellen möchte, so wird es immer noch darauf antworten, um sich mit dieser guten Arbeit an anderen Meinungen gegenüber durchzusetzen, ob das junge Mädchen diesen Instinkt in sein Bewusstsein erhoben hat und im Bewusstsein, das Gute und Wahre zu wollen, ihn rechtfertigen kann. Die menschliche Mentalität ist heutigen Tags darauf geschult, das bewusste Wollen anzuerkennen, nicht aber das unbewusste. Eine Persönlichkeit, die mit guten Instinkten, mit starker Intuition begabt ist und diese wertvollen Kräfte benutzt in sich erhebt und ihre Früchte rechtfertigen kann, eine solche Persönlichkeit ist auch heute noch imstande zu wirken durch die Kräfte des gesammelten, in sich beschlossenen Seins. Ich möchte sogar weitergehen und sagen, daß die Zeit im Anbruch ist, in der sich ein Jüngling nach solchen intuitiv begabten und diese Begabung beherrschenden Persönlichkeiten geltend machen wird. Viele moderne Strömungen deuten daraufhin. Und an diesem Punkt schließt sich der Kreis unserer Betrachtungen: Wir haben auf die Entwicklung der materialistischen Weltanschauung und ihre Einwirkung auf geistiges Leben und geistige Kräfte hingewiesen. Diese Entwicklung ist aber nur eine Episode, eine zu gewöhnlichen wieder aufsteigende Form in der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechtes. Und diese führt, so scheint uns, von der Abnahme dunkler Kräfte zur Beherrschung bewusster Fähigkeiten, vom Dämmerzustand des Trieblichen zur Helle der geistigen Bewusstheit. In diese Entwicklung läßt sich geschäftlich der heutige Ruf einreihen, die dunklen Kräfte des Instinktes und der Intuition, wie sie namentlich der Frau eigen sind, zu voller Wirksamkeit zu bringen durch die Erhebung in die Helle des Bewusstseins.

Das, was über diese verborgene und doch so wichtige Entwicklung gesagt werden kann, liegt einfach vor uns wie ein Stammeis und mag zu Mißverständnissen Anlaß geben. Wenn man aber immer wieder die Not der intuitiv begabten Individuen angesichts der materialistisch orientierten Geistesrichtung sieht, so ist es Pflicht, einmal den Versuch zu wagen, diese Not und diesen Konflikt zu Worte zu bringen. Es wäre eine leichte Mühe, Auslegungen zu machen an dem heutigen Suchen und Taten des weiblichen Geistes und der weiblichen Seele, ohne seinen in der Zeit begründeten Ursachen nachzugehen. Hier kann wiederum nur die redliche Anstrengung und die Erfahrung vieler Einzelner, die es angeht, den Weg finden.

Wenn wir bedenken, wie in der Menschheitsentwicklung, soweit über sie gemutmaßt worden ist, ein dämmerhaftes Rätseln, Familien- und Gemein-

schaftsbewusstsein sich in das Selbstbewusstsein des Einzelnen soll ausgewachsen haben, wie dann mit dem Aufstreben großer Religionsstifter eine ungeborene und verklärte Gewissensverantwortung den Einzelnen auferlegt worden ist, wie in der neueren Zeit durch einen mächtigen Impuls des Fortschritts und Suchens der Mensch in die Kräfte der Natur und über Geistes Einsicht erlangt hat, so scheint es nicht verwunderlich oder gar schmerzhaft, daß auch an dem vorzüglich intuitiv begabten Teil der Menschheit, die Frauen, in einem bestimmten Augenblick der Welt ergeht, sich ihrer Kräfte und ihrer Aufgabe und Wirkungsmöglichkeit bewußt zu werden. Daß dieser Ruf aus Kampf und Not kommt, das ist Geistes menschlicher Entwicklung. Es ist stets durch Not vorwärts gegangen. Wenn uns aber die geistigen Schwierigkeiten dieser Zeit einen kleinen Fortschritt bringen in Bewusstwerdung und Selbstbestimmung, so wollen wir diesen Schwierigkeiten dankbar sein und uns die tägliche Frage nach dem Sinn unseres Fühlens, Wollens und Tuns nicht rein lassen. Allerdings darf Selbstbestimmung und Selbstgefühl nicht überlagert werden in egoistisches auf sich selbst Hinsetzen oder ein quälendes Selbstgeföhlmühen. Dieses hat viel mehr zu tun mit geistiger Eitelkeit als mit Bestimmung auf sich selber im Zeichen der göttlichen Aufgabe, der Aufgabe, die Kräfte der Seele wieder zur Wirksamkeit zu bringen in einer auf materiellen Nutzen gerichteten Welt. Wenn wir lernen mit völliger stiller Seele in uns selber hineinzufahren, ohne die Einführung eigener oder fremder Selbsttätigkeit, wenn wir das Erlaubnis in unsere Ueberzeugung aufnehmen und so das stille gesammelte Sein zu seiner Natur auch in der heutigen Welt zu stiften wissen, so dürfen wir hoffen, eine Abnung von dem Gedanken erfüllt zu haben, den Christus denken möchte, als er sagte: „Maria hat das gute Teil erwählt.“

Aus Bund und Kantonen.

Die schweizerische Delegation für Genéva. Die Frage, wer die Schweiz an der Konferenz in Genéva vertreten soll, wird seit Wochen erörtert. Der Bundesrat beschloß sich in mehreren Sitzungen damit, eine bestimmte Antwort darauf gab er aber noch nicht. Eine Zeit lang hieß es, daß man davon Umgang nehmen werde, ein Mitglied des Bundesrats zu delegieren. Man weiß ja, das Schweizer Volk liebt die Auslandsmissionen der Bundesräte nicht. — Nun aber, da andere Staaten Minister abschicken und sogar Ministerpräsidenten entsenden, in Genéva zu erscheinen, hat die Stimmung umgeschlagen; man spricht sogar von zwei Bundesrätern, die an die Riviera reisen könnten, das ist wohl übertrieben, denn zwei Departemente auf Wochen hinaus des Chefs zu berauben, ginge kaum an. Als Vertreter der Schweiz werden immer nachdrücklicher die Herren Bundesrat Schuchtli, Nationalrat Frey und ein Finanzmann der Westschweiz genannt.

Wählbarkeit der Bundesbeamten in den Nationalrat. Bekanntlich ist die Initiative für die Wählbarkeit der Bundesbeamten in den Nationalrat zustande gekommen. Während der Bundesrat in der Frage der Wählbarkeit entgegen seiner

Feuilleton.

Tafelnde Liebe.

Vorfrühlingsschickeln von Hedwig Heuler-Waier.

„Nun wurde ich hinfimplimentiert zu dem „Frangalen Maßl“. Was für Herrlichkeiten! Meine Klischee Schumpfen zusammen, das war ja viel süßiger als bei uns. Mit welcher Schändlichkeit verschwand alles. Ich traute meinen Augen kaum. Wie schaltig, noch überdauern zum Schluß, von denen Watsche heute behauptet habe, sie seien noch zu teuer, wir wollten die Klischee der Eltern abwarten dafür. Hier fanden sie in einer großen Schüssel und mahnungsbekende sich ungerne. Ganz ohne jenes unmerkliche Abwägen, wie viel es jeden treffe, das wir zu Hause übten. Eben nahm Franz Karl, der sich schon zweimal bedient, seiner Schöpfer, die später gekommen war, noch die letzten Weinen vor der Rale weg. Das müßte ich ihm dann sagen, nahm ich mir vor und auch, wie man Meißer und Gabel zu halten habe, wenn ... wenn es dazu käme. Diese Schweizer — ich betradete mich von der Seite — war mir die Unheimlichkeit von der ganzen Sippe, obgleich er nicht schielte, weil sie Franz Karl so ähnlich sah; eben so groß und dunkelhaarig wie er und ausfallend stattlich in ihrer gleichenden Weise. Aber das selbe Mädchen, das Franz Karls Miene so veranlichlich erschienen ließ, zog die üppigen Lippen ihres

vollen, wenig belebten Mädchengesichtes ins Breite, Gemeine. Und die undurchdringlichen Augen, glanzhaft wie schwarze Kugeln, sahen mich von der Seite kalt und prüfend an. „Sind Sie eben in Trauer, Fräulein Corvin?“ fragte sie plötzlich. — „Nein, wie so?“ — Sie deutete mit den Augen auf mein im Lichte fast schwarz erscheinendes Kleid und plakte heraus: „Mein Bruder hat erzählt, Sie gingen auch Westfas immer in weißen Spitzenkleidern.“ — „Das hatte er gesagt? — Ich begriff plötzlich seine Enttäuschung über meinen Anzug. Da ich ihn aber nicht Lügen strafen durfte, schwieg ich vorlegen mit heißen Ohren. Aber nun kriegte ich es schon, die tolle Frau: „Weidenheit ist eine Zier, Klemeinte,“ sagte meine Schwiegermutter mit Nachdruck, „beneden für die, die sie gar nicht nötig hätten, die es besser vermöchten. Nimm dir nur lieber ein Beispiel daran.“

„Sie müssen übrigens nicht denken,“ mischte sich jetzt der bisher recht schweigsame Vater ins Gespräch, „dem seine pa: Gläser Wein die Zunge gelöst haben mochten, nicht denken, daß wir es alle Tage so nobel geben mit dem Frä.“ — Wir wollten natürlich Ihnen eine Ehre antun,“ warf die Mutter dazwischen. — „Ja, und es ist gestern gerade eine große Fehlung eingegangen. Das muß man doch allemal feiern, nicht, Fräuleinchen?“ — so geplagte Marie, wie wir sind. Und womit könnte man es besser als mit einem Schinken und einer Flasche vom Besten.

Mutter, schenkt ein. Heute rot, morgen tot!“ — „Man löst nur einmal,“ beharrte die Ehehälfte und schenkte sich selber ebenfalls wieder ein: „Ja, leben tut man nur einmal,“ wiederholte er, „aber Lieben kann man öfters, besonders wenn man so früh anfängt wie Ihr zwei.“ — „Oh, Franz Karl, was meinst? Sollst du leben und dein Püppchen dazu!“

Ich sprang auf: „Jetzt muß ich — man erwartet mich heute —“ stammelte ich, jede Einrede überhörend, bald herum, um nun einmal fertig zu werden, jeden die Hand wie ein Kleines und stürzte zur Tür hinaus. Wie ich hinunter gekommen, ich weiß es nicht. Nur, daß die Mutter zum Fenster hinaus rief: „Fräuleinchen, warten Sie doch, Franz Karl bringt Ihnen gleich den Hut, er begleitet Sie.“ — Aber gerade das wollte ich nicht, rannte nach der entgegengelegten Seite, wo er mich nicht vermuten konnte. Kam denn auch glücklicherweise zu Hause an, wo ich mein glühendes Gesicht in die Kissen grub. Gottlob, daß die Eltern nicht da waren, niemand!

Diese erste schwiegermütterliche Annäherung hätte mich beinahe gekillt von meinem Brausebecher. Wenn jetzt Franz Karl in meinen Träumen erschäme, so geschah es immer im würdigen Kreise seiner Familie. Weltens ereignet sich dann eine große Eifer, wobei eins dem andern was wegzunehmen sich rechtlich bemühte. — Die Ansicht, daß jeder Verdienst gleich aufgefressen oder doch wenigstens angefressen

werden müßte, war mir, ich weiß nicht warum, als besonders unheimlich aufgefallen. — Ein guter Instinkt, was? Damit ein, ist es doch das Kennzeichen der niederen Klasse, die immer unten bleibt oder wieder nach unten kommt, daß man nichts einzeln, nichts aufschalten kann. Mir erzählt eine Freundin, die jahrelang im Settlement einer Weißbrot mitgearbeitet hat, wie sie bei ihren armen Kunden oft die ersten Genüsse oder Früchte auf dem Tisch gesunden hätte, während auf dem Tisch der Settlementsdamen noch das trockene Winterzeug stand. — „Genua,“ fuhr Wurselt fort, „sichste ich im Traum den Franz Karl — der war es wohl — in einem Hofesbüchsen aus unserem Stadtkran. Der alte Findling war aber zu meiner Verbannung in ein Bleichfeld aus rotem Bleichfeld, worin kein goldfärbiger Baum, sogar die Traubennummer mit Goldfäden sichtbarlich eingestrichelt war. — Alle die goldenen Erzählungen vom armen aber faulben Klischee, die verbliebenen Klischee selbst ich nun in den hinteren Winkel meines Wiedererkranktes. Aber was sollte ich in die ungeborene Vere Rosen, die in meinem Herzen und in meinem Kopfe gähnte? Alles andere, was nicht Franz Karl anging, hatte ich ja geistlichlich hinausgeworfen und die Seelenbesuche zu den Meinigen hinter mich abgedrückt. Vor Schen und Scham hielt ich mich immer ferner als je. Zu wem sollte ich mich flüchten? Den Bleichfeldbesuche ich zuweilen noch, jedoch aber immer bald

früheren Stellungnahme in den letzten Jahren eine entgegenkommendere Haltung zeigte, hat nun die nationalräthliche Kommission für die Initiative in diesen Tagen mit 7 gegen 3 Stimmen beschlossen, dem Nationalrat die Verwerfung der Initiative zu empfehlen. Die Auffassung des Bundesrats in dieser Angelegenheit ist aus früheren Beratungen bekannt; es besteht kein Zweifel, daß er sich vollständig absehend verhalten wird. Im Nationalrat wird der Antrag der Kommission einer scharfen Auseinandersetzung ausgesetzt; er läßt der Entscheidung der Kommission den Schluß zu, daß das Schicksal der Initiative in der Bundesversammlung als befestigt gelten kann. Die Absingung der Bureaupartei gegen den Bundesrat wird den Ausschlag geben. — Das letzte Wort in dieser grundsätzlichen Frage hat das Volk.

Zum Ginzels des Minister Alfred von Planta. Die Rede des Minister Alfred von Planta des unter erschlitternden Umständen aus dem Leben geschiedenen Schweizer Minister in Berlin zeugt, wohlverdienter Anerkennung. Seine parlamentarische Tätigkeit erfuhr den Höhepunkt, als er in dem so überaus ereignisreichen und entscheidenden Jahr 1914 den Vorsitz des Nationalrates führte. Den vielen Sündenböcken, die am 4. August 1914 die Trüben des Nationalrates füllten, als er den denkwürdigen Akt der Beerdigung des Generals vornahm, wird in diesen Tagen die Erinnerung an die imponierende Erscheinung Alfred von Planta lebendig geworden sein und sie werden der eindrucksvollen Worte gedenken, die er damals an das Schweizer Volk richtete. Was darauf führte ihn das Vertrauen des Bundesrates auf den schwierigen Gefandtschaftsposten in Rom, in einem Zeitpunkt, da Italien am Weltkrieg noch nicht teilgenommen hatte. Die italienische Presse bezog, daß er mit großer Geduld und mit Tatkraft die letzte Aufgabe eines Vertreters der neutralen Schweiz löste. 1919 zog er als Schweizer Minister nach Berlin. Hier galt, wie er selbst sagte, seine ganze Sorge den Landesleuten im deutschen Reich. Die Schweiz in Deutschland um die Jahre der Gefandtschaft und des Konjunkturs zu führen, das war sein mit Erfolg erfülltes Bemühen. Ein symbolisches Bild von der Art und Weise, wie Minister Planta seine Pflichten ausführte, gibt uns der Berliner Korrespondent des „Bund“ in folgenden Worten:

„Ein Mensch von viel Güte und übertriebenem Herzenswärmte lernte man kennen, wenn man mit Planta im Verkehr mit unsern Schweizerknechten sah. Unvergleichlich ist das Bild von der letzten Weidnachtsfeier im Schweizerhaus Berlin, wo Herr von Planta, umringt von dem ganzen Nachbarn der Klubmitglieder, die kleinen Gendarmen und Gendarminnen wie ein Pfaffenpaar über die Pflichten rechter Schweizerknechte sprach und sich durch seine gütig heitere Art die jungen Herzen im Stürme gewann. Unvergleichlich war auch von Anfang an das Vertrauen, das er von Seiten der Schweizer darauf gerichtet, das Wohlergehen der im Ausland herumziehenden Schweizerjugend durch umfassenden Ausbau schon bestehender Fürsorgeeinrichtungen zu fördern. Durch persönliche Sammlungen ermöglichte es beide, einen Fonds zur Fortführung der Ferienbetriebsarbeiten zu schaffen. Außerdem wurde eine Organisation ins Leben gerufen, die eine ständige Überwachung und Fürsorge für die der Pflege und des Schutzes bedürftigen Kinder gewährleistete.“

Sowohl als Politiker wie als Staatsmann und als Diplomat hat Alfred von Planta seine reichhaltigen Fähigkeiten in der nährlichen hervorragenden Weise bewiesen. Sein Ginzels bedeutet ein schmerzliches Ereignis für unser Land. Die dem Ginzels nach auch der Bundesrat in einem Schreiben an die Witwe des Dahingewesenen Ausdruck, wir finden darin folgende Stelle: „In dankbarer Erinnerung gedenken wir des Verdienstes, der in unermüdlicher Arbeit und vorbildlicher Aufopferung seinem Vaterland während eines Menschenalters unerschütterliche Dienste geleistet hat. Die Geschichte der Schweiz wird die hervorragende Rolle, die er im nationalen und eigenständigen politischen Leben spielte, nicht vergessen.“

Genf. Aus dem intellektuellen Leben der Stadt Genf, dessen Wogen eben jetzt hoch gehen, läßt sich allerlei Interessantes melden. Ein Unterredner von Politik hängt da gelegentlich auch durch die Veranstaltungen, die mit Politik an sich nicht zu tun haben. Eben jetzt befindet sich Prof. H. B. F. F. F., der wieder treppab; was ging das fremde Kind nicht an? In diesen großen Augen konnte ich keine Seele mehr entdecken.“

„Was und wann sagst du herum mit deiner ewigen Stille, armes Ariele!“ Ich bin nicht davon, „bis der Arzt dir schließlich eine Vergiftung verordnet, die du widerspruchslos über dich ergehen lässest. Ich weiß noch wohl, wie ich und ich dich einmal haben bejagt. Wie amten wir auf dich wieder leidlich vermagt zu finden!“ „Ja, damals war das Schlimmste überstanden“, bestätigte Ariele. „An einem strahlenden Morgen morgen hatte ich nämlich auf einmal entdeckt, daß die Welt schön und ich noch jung sei darin!“ „Und auch du nicht gerade häßlich. Diese Erkenntnis war es wohl hauptsächlich, die deine Sammelbäcklein wieder aufgefunden!“ fragte Ariele. „Nicht wahr, dahinter steht jene wohlgezogene junge Mann, der mit seinen Eltern im Nachbarhotel die Ferien verbrachte und dessen gewählte Aufmerksamkeit du dir angeschlossen nicht ungenossen gefühltest?“

„Ja, es machte mir wirklich Spaß, daß noch andere mich hübsch fanden als Franz Karl, daß es überhaupt eine Welt gab hinter mich, der mir sie bisher ganz verdeckt hatte mit seinen breiten Schülern.“ „Zu dem, allezeit zu sehen, zum Beispiel eines Tages die Blumen, die mit Eibisch früher umjost gezeigt haben. Um ihr und Mama davon wissen zu können, kletterte ich auf den Karrenfelser, wo es es purpurn und buntes aus allen Spalten des verfallenen Gesteins hervorquoll.“

(Fortsetzung folgt.)

Sozialpädagogie, der vor wenigen Jahren in Bayern auch eine politische Rolle spielte, auf einer Vortragsreise am Leman. Die soziale Frauenschule hat ihn für zwei Vorträge gewonnen, über „Politische Bildung“ und über „die Grenzen und Möglichkeiten der Erziehung“. Am 12. März sprach er auf Einladung der Fraternelle genevoise im Temple de la Justice über „Christentum und Menschheitsliebe der Gegenwart“. Paul Seippel widmete den Ausführungen „dieses mutigen Denkers, der stets mit Kraft gegen den germanischen Imperialismus ankämpfte“, eine eingehende Besprechung. Prof. Fretz, der in Zürich und Bern eine wohlbestandene Persönlichkeit ist, vertrat in seinem Geseft Vortrag, gestützt auf die Erfahrungen der jüngsten Zeit, die Auffassung, daß einzig und allein das wahre Christentum die Menschheit aus der moralischen und materiellen Krise zu erlösen vermöge. Bei einer Veranstaltung der Union internationale des Etudiants zugunsten der arbeitslosen Frauen sprach der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes, Albert Thomas, beinahe ein ausgezeichneter Redner, über die bisherige Tätigkeit des Arbeitsamtes. Er äußerte den Wunsch, es mögen die Erfahrungen, die während des Krieges in den Weltkriegen mit dem Taylorsystem gemacht wurden, nicht verloren gehen. Im Musiksaal fand die Ausstellung von Arbeiten einer Genfer Bildhauerin, Fräulein Germaine Gautier, die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kritik, die in der Stadt der schönen Kunst am Leman sehr entwickelt und urteilsfähig ist, weist auf die Künstlerin eine glänzende Laufbahn.

3. Mz.

Ausland.

Amer und neuer Geist: Einige Zitate und Anschließendes.

1. Zitat. Die „Basler Nachrichten“ brachten kürzlich folgende Zeilen aus dem „Manchester Guardian“: „Wir glauben zwar, daß die Vereinigten Staaten ein schließlich durch die Gewalt der Umstände zum Weltkrieg verdammt sein wird, aber niemand wird sie hindern können, die besten Konsequenzen zu ziehen. Europa steht am Abgrund; abgesehen von dem Chaos in Mitteleuropa, befinden sich England, Holland, Schweden und die Schweiz in einer kritischen Lage. Frankreich hat aber nicht die Macht, es abzuwenden, seine Weltmacht ist schwindend bis zum äußersten durchzudringen, wenn es auch in Amerika durch moralischen Kredit verloren hat. Darum haben die Vereinigten Staaten, das Amerika wie eine verurteilte (crazy) Waise von verfallenen kleinen Nationen (crazy) die sich annehmen zu müssen.“

Kein Zweifel, daß dies der Stimmungsaussdruck ist der überwiegenden öffentlichen Meinung in den Vereinigten Staaten und vieler unabhängiger Politiker sowohl in Amerika als in England. Man könnte fortgesetzt ähnliche Zeugnisse aus amerikanischen und englischen Zeitungen bringen, wie wir denn schließlich auch schon aus den englischen „Times“ angeführt haben.

Frankreich gilt heute wohl bei allen Neutralen und sogar bei seinen Untertanen als das wesentlichste, was als das Hindernis eines weltlichen, wahren, vernünftigen und durchführbaren Friedens, damit auch als das Hindernis der Weltung und des Wiederaufbaues Europas. Es weiß das und nennt es Verleumdung, was bei seinen besten Freunden in Amerika drüben deutlich abgelehnt wird. Das Frankreich Poincarés denkt heute noch lediglich national-egoistisch. Zweck kommt Frankreich und seine „Reparationen“, dann kann Europa kommen. Das auf den Weltmarkt gegründete England, Lloyd George und auch die Italiener (und selbstverständlich die Amerikaner) denken räumlich und zeitlich weiter, inter- oder auch international. Sollen wir Europa, so helfen wir auch seinen Gliedern auf. Wenn einer eines dieser Glieder darniederbricht, drückt nicht und ohne Ende leidet, so leiden alle mit. Das ist Naturgesetz, und kein Frankreich und keine Militärmacht wird das ändern.

Nun aber wollen wir Frankreich in seinem verhängnisvollen Irrtum doch menschlich verstehen. „Tout comprendre est être indulgent“. Alle am Kriege beteiligten Länder (und auch die nicht direkt beteiligten Neutralen) haben sehr schwer unter dem Krieg gelitten und leben weiter an seinen Folgen. Frankreich doch am allerhöchsten. Es war Kriegsgeschan-

platz; vier übervolle Jahre lang wälzte der verurteilte Krieg sich auf seinen blühendsten Provinzen und hier hin. Und getreu dem alten Kriegsgesetz, dem Feinde den größtmöglichen Schaden zu tun, wurde nicht nur zerstört, was der Krieg eben zerstört, sondern auch überlegenermaßen darüber hinaus. Nicht daß solches in anderen Kriegen nicht auch geschehen wäre; aber es ist ohne Zweifel von deutscher Seite in diesem Sinne manches Erwünschte geschehen. So wurde die französische Industrie erst vertrieben, während die deutsche hochzuhalten blieb. Wir erinnern uns auch an Wilhelm II. Dort an seine Worte bei Kriegsausbruch: Der Sieg muß so sein, daß sich das Feindes diktieren kann, daß noch 1917 die deutsche Regierung unter dem allzeitigen und Militärrentenflusses sich keineswegs entschließen konnte, die unbedingte Freigabe Belgiens anzunehmen. Vielmehr sollte es wirtschaftlich so eng an Deutschland angeschlossen werden, daß auch der politische Anschluß sich aufdrängen müßte. Dazu sollte Dünkerque wieder zerstört und das Erbgut von Belgien Frankreich abgenommen werden. — Und nun es umgekehrt ausgegangen, haben die anderen die Diktatfragen gemacht, unter dem das deutsche Volk jetzt zu setzen hat. Und aus Wilsons „Dokumenten“ und aus anderen Zeugnissen konnten wir erfahren: es wäre den Deutschen wohl viel lieber ergangen, wenn das aufgebaute Frankreich allein zu diktieren gehabt hätte. Und wer es bisher nicht recht einsah, begreift heute mehr und mehr, welchen Schicksal die Alliierten Frankreichs und vorab Wilson für Deutschland bedeuteten, und was für einen Kampf der amerikanischen Präsident durchzuführen hatte, der inoffiziell in unseren Diktaturen als der Besiegte permissiert wurde, da er auf allen seinen 14 Punkten gestanden worden sei.

2. Zitat. Vae victis! Welche dem Besiegten! sagte der gallische Sieger Brennus (um 390 v. Chr.) zu den besiegten Römern als diese ihn geforderten Siegespreis von 1000 Pfund Gold brachten, und warf sein Schwert mit in die Schale zu den Gezwungenen.

Der Cambridge Professor Keynes ließ jüngst ein aufsehenerregendes Buch erscheinen: „Die wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges“, wozu die Zeit der Konferenz von Cannes eine Ergänzung folgte: „Eine Revision des Vertrages“ (von Versailles). Beide Bücher, zumal das zweite, haben in maßgebenden Kreisen hohe Schätzung gefunden. Keynes meint mit, wie es bei Feststellung der Entschädigungen und Wiedergutmachungsfordernissen, der „Reparationen“ Deutschland gegenüber gemacht wurde. Die Franzosen veranschlagten ursprünglich für jedes zerstörte Haus fünfzig 56.000 Goldfranken, für das Mobilier jedes Hauses 26.000 Goldfranken, während der französische Finanzminister Loucheur selber die Kosten des Wiederaufbaues im Durchschnitt auf 15.000 Fr. französischer Marktwährung anrechnet. Was aber noch viel schlimmer als diese Reparationen ins Gewicht fiel, das war der Anspruch, daß Deutschland das selbst vom Krieg erschöpfte Land für die Reparationen der Kriegswunden und für die Unterhaltungen der geschädigten Zivilpersonen bei den Siegern aufzunehmen habe, wofür 93 Goldmilliarden aufgestellt wurden, wozu für England allein 37 Goldmilliarden (die Lloyd George helfen mußten, die Zahlen zu machen). Wilson sträubte sich umsonst gegen diese Forderungen, und es war auch gegen das Gutachten seiner gesamten Delegation, die Zureiten unbegriffen, als er schließlich nachgab. So kam denn eine unvorstellbare Gesamtsumme von 225 Milliarden Goldmark heraus, welche dann von der Reparationskommission auf 132 Milliarden herabgesetzt wurde. Keynes meint, die 132 Milliarden wären auf 36 Milliarden herabzusetzen, was dem Erfolg der wirklichen Kriegsschäden entsprechen würde und von Deutschland auch wirklich geleistet werden könnte. Das würde von grumbelnder Bedeutung zur Befriedigung der Weltbevölkerung und zur Herstellung normaler Verkehrsverhältnisse unter den Ländern Europas sein. Aber nachdem die französischen Staatsmänner während vier Jahren das feuchtschmerzliche Volk tröstelten: Die Deutschen werden bezahlen, „le hochs payeras“, und nachdem sie dem Lande dann die Wiesenmannen verpfändeten, können und wollen sie nun nicht zurück; die Reparationen müssen faktisch und unüberhörbar erfüllt werden.

Bücher.

Karl Johannes Schmid: Carlos und Nicolas. Mit vielen anekdotischen Original-Zeichnungen von Georg Walter Köhner. 3. Auflage 1922. Bei Erich Metz, Berlin.

Der Redaktor des „Ariele“, einer kleinen, eigenwilligen Zeitschrift über Bilder und andere Dinge“, läßt sich folgende Rede über das Buch: „Ariele“ hören, als er es in den Händen hält. „Dieses Buch ist ein Unheimliches gegen Melancholie.“ „Ich glaube also dem alten Ariele, daß ich ihn nicht schade, und las das Buch. Das Resultat ist eine warme Empfehlung an die Mütter und Väter von lebensdürftigen Jungen.“

Auf dem Einband waren uns und den beiden Ginzels zwei Angst- und Barmherzigkeit ausstrahlende Augen gezeichnet an. Wir wissen noch nicht, was sie im Schilde führen. Es sind keine Mäde und Mütter von Buchs Gnadern. Es sind zwei irische, lede, liebe Jungen, wie sie immer wieder vorkommen trotz allerartiger Verhinderung von Sorgenmüllern und anstrengten Schülern. Zwei Jungen, von deutschen Eltern, die in Argentinien leben und dort aufwachsen, von Sinsbeinen an vertraut mit Pferden, Meeren, Indianern und Chinesen, mit Kammas und Curadampfern. Die irische Welt — des Bezugs und des Wunsches — ist prächtig reichhaltig und widerstandsfähig. Entzückt ist die Szene, wo Carlos dem argentinischen Bruder den eben vorbeifahrenden Dampfer mit Maschinen, Mann und Maus zeigt, einfach schreit, samt dem Kapitän und dem Wräbchen, wenn er etwa grad darauf sein sollte. — Entzückt ist dies und echt. Aber welche Mutter traut nicht die Stunden, wo ihre beiden einen Mund haben.

*) Wir werden unsern Beiräten später einmal von dieser originalen Zeitschrift ein Mehreres erzählen.

In der französischen Kammer, wo eben erst die Reorganisation der französischen Armee in Behandlung stand, ist es in allen Ecken geistig worden: Die Geschichte zeigt kein Beispiel, daß ein Land freiwillig zu ungeschützten Lagen auf sich genommen hätte.“ Der Berichterstatter selber schloß seinen Bericht mit dem Hinweis, daß „um Deutschland in einem Zustand der Inferiorität zu halten“ Frankreich eine importierte, überlegene Armee haben müßte. U. I. f. Darum darf in dem nur auch das Thema der Währung nicht besprochen werden.

Ja gewiß, wenn man einem lächlichen, lässigen Volk von 60 Millionen (vielleicht mehr als noch nach Clemenceau) ungeschützte und ungeschützte, ungeschützte Lagen aufbürdet, dazu ihm bei jedem Anlaß einen Fiskus oder eine bemitleidende Übergabe gibt, dann ist es physiologisch unvorstellbar, daß man das und Neugierdegeißel pflegt und fördert. Und das alles soll auf alle Zeiten hin mit Waffengewalt gebündelt werden? Armes Deutschland! Armes Frankreich! Und armes Europa!

Nun wollen wir zu unserer Frage: Es ist dem Menschenherzen eigen, daß seine Teilnahme und schließlich seine Neigung den Unterlegenen, Schwachen, Leidenden und Bedrückten zuwendet. Das müßte das nationalpolitische Frankreich zur rechten Zeit bedenken. Und wir fragen: Wie lange soll es noch dauern, daß Länder und Völker einander zu unterdrücken suchen? Wann endlich soll das internationale Vorkriegsrecht, das Recht der Wilden und Barbaren, dem einfachen, alten Sagen weichen: Was ihr wollt, das auch die anderen tun sollen, das lasst ihr ihnen? Was doch unter den Ländern und Völkern nur heißen kann, daß jedes Land und Volk die Rechte, die es für sich beansprucht, den anderen gleichberechtigt auch zueignet. — Zur Ermutigung das 3. Zitat.

„Nach „Neuer Zürcher Zeitung“ fand kürzlich in Paris eine Frühlingskonferenz zwischen Vertretern der französischen „Ligue pour les Droits de l'Homme“ und des deutschen Bundes „Neues Vaterland“ statt. Das Ergebnis dieser Frühlingskonferenz war ein gemeinsam zu erlassender Aufruf, „an die deutsche und die französische Demokratie“, den wir hier in extenso festhalten möchten:

„Nach der ungeschützten Katastrophe, die der Welt so viele Millionen Menschenleben und so viele unersetzliche Werte gekostet hat, streben die demokratischen und gerechten Völker leidenschaftlich nach Sicherung des Friedens und nach Versöhnung. Die einfachen Menschen aller Nationen sind sich darüber einig, daß dieses Friedensziel nur durch die gemeinsamen Anstrengungen aller Demokratien, vor allem aber der französischen und der deutschen, verwirklicht werden kann. Diese Aufgabe wollen die französischen „Ligue für Menschenrechte“ und der deutsche „Bund Neues Vaterland“ gemeinsam unternehmen.“

Zur Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich erachten sie folgendes als erforderlich:

1. Deutschland muß sich nicht nur juristisch, sondern auch moralisch verpflichten, die Schäden, welche durch den Krieg entstanden sind, zu entschädigen. Die deutschen Reparationen müssen sich auf die Höhe des durch den Krieg verursachten Schadens belaufen, und die deutschen Reparationen müssen sich auf die Höhe des durch den Krieg verursachten Schadens belaufen.

2. Um das gegenseitige Vertrauen zwischen beiden Völkern zu befestigen, muß Deutschland den besiegten Widerstand gegen die Entschädigungsbefehle und die in lokaler Weise durchgeführten, so daß in Zukunft kein Zweifel mehr über die Durchführbarkeit bestehen kann. Frankreich aber muß, wenn ihm damit Schwierigkeiten entstehen, sich auch abrichten und damit die Weltöffentlichkeit beruhigen.

3. In Anbetracht der menschlichen Zivilisation müssen die gegenseitigen Beziehungen nicht nur zwischen dem Vorkriegsrecht, der Industrie und dem Handel der beiden Völker wieder aufleben, sondern auch zwischen den Trägern von Wissenschaft und Kunst.

4. Um die Verantwortlichkeit am Kriege entschärfen zu können, müssen sämtliche Reparationen nachfolgend ihre Ursache finden: unabhängig und unparteiische Personen müssen damit beauftragt werden, die Dokumente gegeneinander abzuwägen, damit das hierdurch aufgearbeitete Material das Urteil fällt. Endlich und das allem noch das deutsche und französische Volk erkennen, daß die wahre Ursache der Kriegsvorfälle nicht in den Interessen der beiden Völker liegt, sondern in den Interessen der Menschheit, daß ein demokratisches Deutschland in diesen Vorkriegsbeziehungen nachfolgend ihre Ursache finden: unabhängig und unparteiische Personen müssen damit beauftragt werden, die Dokumente gegeneinander abzuwägen, damit das hierdurch aufgearbeitete Material das Urteil fällt.

Denklich und das allem noch das deutsche und französische Volk erkennen, daß die wahre Ursache der Kriegsvorfälle nicht in den Interessen der beiden Völker liegt, sondern in den Interessen der Menschheit, daß ein demokratisches Deutschland in diesen Vorkriegsbeziehungen nachfolgend ihre Ursache finden: unabhängig und unparteiische Personen müssen damit beauftragt werden, die Dokumente gegeneinander abzuwägen, damit das hierdurch aufgearbeitete Material das Urteil fällt.

Das ungeschützte Hinterbuch schließt mit einem langen Dankwort, die die Völkern nach Europa in die erleuchtete Schule mit den anderen Völkern bringt, und der Dampfer lebt den Leser an zu unermittelt aus Land, wie er seine Beiräten entläßt.

John Galsworthy, Jenetis. Roman. Mag. Walter, Verlag, Europäische Bücher, 1921.

Man greift vertrauensvoll nach einem Buch von John Galsworthy. So viele englische Romane, die man auf eine warme Empfehlung von geliebten Engländern zu lesen begann, legt man doch ein paar Seiten entläßt weg und fragt sich, wo die Kritik und der Geschmack stehen im Lande eines Shakespeare und eines Carlyle. Wer frühere Bücher von John Galsworthy gelesen, weiß, daß dieser Schriftsteller etwas zu sagen hat, daß er das Leben nicht mit der englischen Selbstverliebtheit nimmt und erliegt.

Der Titel des Buches „Jenetis“ deutet die gesellschaftliche Stellung der Heldin an: Guy Winton, das Kind einer freien Liebe, schließt ihrerseits bezeugt und mit Willen ein freies Verhältnis und verlegt durch diesen Schritt ihr Dasein jenseits der bürgerlichen Moral und Gesellschaft. Der Verfasser schied also im Titelworte dem Buche sozusagen die Parole voraus. Deshalb erwarten wir, daß sich der Roman um die Konflikte dreht, die einem Mäd-

die Gewalt zu hören und hat dessen den Glauben an die internationale Gerechtigkeit aufrechten.

Um dieses Ziel zu erreichen, werden sie einen bringenden Appell an die Völkervereinigungen, die durch ihre Kraft und durch ihren freien Willen zur sozialen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft mächtig dazu beitragen können. Dieses Ideal zu verwirklichen. Sie machen es sich zur Aufgabe, die Missstände zu beseitigen, die den Vätern zu betrieblidem, indem sie veränderliche Nachrichten in der dem menschlichen Geiste die wahren Tatsachen gegenüberstellen. Und überhaupt davon, daß die Väter den das nicht, werden sie gemeinsam an der Wiederherstellung durch Wahrheit arbeiten.

Von den französischen Unterzeichnern nennen wir: Professor Aulard, d'Escomelle de Constant, Marcel Sembat, Paul Painlevé, Anatole France, Lucien Brevière, Jules Renard, Louis de Broglie, der liberalen Tradition, das sich vom nationalistischen Tonfall entfernt und deshalb, trotz momentaner Einflüßelbarkeit, die Hoffnung der Zukunft erblickt.

Auch die deutschen Unterzeichner sind Namen „aus dem Oppositionskreisler der Kriegszeit“, wie Nicolai, v. Gerlach, Kaufsch, Bernstein, Einstein u. a.

Mit diesem Lichtbild in die Zukunft wollen wir heute schließen.

Von der Konferenz von Genua wissen wir jetzt, daß sie auf der kürzlich stattgefundenen Entzweiung zwischen Lloyd George und Bonarroti in Bologna definitiv auf den 10. April angebernt worden ist, nachdem Bonarroti ursprünglich wenigstens drei Monate zur Vorbereitung verweigert hatte. Das neu italienische Kabinett Facta löst nunmehr die definitiven Verhandlungen auf den vereinbarten 10. April ausgeben.

10. März 1922. nm.

Das Recht des Kindes an Mutter und Vater.

Es sei einer Vertreterin des Kindes- und Jugendbüros, also auch einem Anwalt des Kindes gestattet, zu den Ausführungen des Herrn Dr. Briner, Herrn Decker und der M. St.-L.-Korrespondenten Stellung zu nehmen.

Vollkommen einig gehen wir mit Herrn Dr. Briner, wenn er in dem vielumstrittenen Thema Erwerbsarbeit und Mutterrecht als das Kind in den Mittelpunkt stellt. Wer in praktischen Kinder- und Jugendbüros eingegriffen worden ist von dem Stand, der Verwirklichung so vieler unserer Schwelgerinnen; wer sich eingemischt hat in das wehe Feld der Arbeiterfrau, das die Licht der Liebe und Familienliebe nicht an eigenen Erden leuchten lassen kann, weil die Maschine, die Erwerbsarbeit sie vom Kinde wegreißt, muß die Erwerbsarbeit der Arbeiterfrau im Prinzip beurteilen, in ihrem eigenen, des Kindes und der Familie Interesse. Denn jedes Kind hat ein unveräußerliches Recht an seine Mutter, zu der es sich immer flüchtet, an der es sich körperlich und stillig geheimer Menschen empowähnen kann. Eine Aufgabe verbietet, wenn sie von einem Vater in den anderen, von einem Erzieher in andere verlegt wird. Wie viel größeren Schaden nimmt ein Kind, wenn es seinem natürlichen Erzieher entzogen, vom Säuglingsalter in die Kinderkrippe, von der Kinderkrippe in das Kinderheim, den Kinderhort und die Massenerziehung hineingeworfen wird! So notwendig diese Jugendfürsorgeinstitutionen in unseren heutigen weltanschaulichen Verhältnissen noch sind, so sind sie doch nur ein Ersatz für die Produktion und Erziehung und nicht die Familienziehung.

Wo aber liegen die Ursachen zu diesen traurigen sozialen Erscheinungen, der Verdrängung von Erwerbsarbeit und Mutterrecht? Verschiedene Korrespondenten und Korrespondenten haben sie festgestellt. „Es sind vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse, die zum Schaden unseres Volkes den Kindern die Mütter rauben.“ Wir möchten auf diese Tatsache, auf diese Ursache das Hauptgewicht legen. Herr Dr. Briner sagt mit Recht, daß es oberstes Ziel der Sozialpolitik sein müsse, unsern Frauen wieder Mütter zu geben, welche Zeit haben zur Vorbereitung auf den Mutterberuf. Wie ist das aber möglich, wenn die sozialen Verhältnisse vier Fünftel unserer Jugend zwingen, nach kaum vollendeter Schulzeit dem Erwerb nachzugehen? Und wo wie Frauen wenigstens helfend eingreifen?

*) Wir werden in der nächsten Nummer die Diskussion über dieses Thema zum Abschluß bringen, nachdem es nun in seiner ganzen Komplexität vor uns aufgerollt worden ist. D. Red.

den aus seiner jenseitigen Stellung erwachsen und gewiß ist dieses Problem heute sehr aktuell. Leiber entäußert uns Galsworthy in dieser Hinsicht. Galsworthy's Verhältnis zur Gesellschaft wird nur gestreift, der Schwerpunkt liegt im Verhältnis zu den beiden Männern, welche sie in ihren Leben geliebt hat.

Das alte Lied: Galsworthy's Erfahrungen bekennen das, was so viele Frauen durch schmerzliches Erleben hinüber erkannt haben, denn diesen, unausgesprochenen Unterschied in der Liebe der beiden Geschlechter zueinander. Darin liegt der Wert des Buches, daß Galsworthy diese Nuancen so klar empfindet und hervorhebt. Man behauert nur, daß das Bild der zwei prächtigen Menschen, Gyp und Brian, einem banalen Fiktiv geopfert werden muß, gewiß hätte sie nach und nach ein Weg aus dem Wirrwirr ihrer Gefühle hinausgeführt. So gerät Galsworthy an verschiedenen Punkten zu sehr ins Romanhafte und verläßt die sicheren Pfade der psychologischen Entwicklung. Abgesehen von diesen Mängeln, ist ihm allerdings die sensationsfähige Masse nicht verdrängen wird, bietet uns Galsworthy in seinem Buch reiche und mannigfaltige Einblicke in den schicksalreichen Verlauf zweier Ehen. Emmy Fischer.

Es genügt nicht, daß wir Offenheit verlangen von den liebsten Menschen; wir müssen ihrer Offenheit und Wahrheit auch gewachsen sein.

Man darf den Gefühlen und Konflikten nicht aus dem Wege gehen, wenn man ein Mensch in höchsten Sinne werden will. Emmy Fischer.

möchten und in unzulässigen Petitionen die obligatorische Hauswirtschaftliche Fortbildungspflicht vom Staate wünschön, werden wir immer wieder zurückgewiesen.

Wo muß also in erster Linie der Hebel der Sanierung angegriffen werden? Gewiß nicht, indem der Staat finanzielle, undemokratische Ausnahmestellen schafft, wie z. B. das Lehrerinneuzustellbar. Da muß viel tiefer gegriffen werden. Unsere heutige Wirtschaft und Gesellschaftsordnung, die auf Gewalt und Macht gegründet ist, die die Mutter vom Kinde wegreißt, die zum furchtbaren aller Kriege und damit zu noch größerer Auflösung der Familie führt, muß umgewandelt werden in eine auf Gemeinheitsgefühl, auf Nächstenliebe gegründete Volksgemeinschaft. Wer nicht seine beste Kraft in die Erfüllung dieser Aufgabe legt, baut auf Sand, denn es ist nicht Ernst mit dem Rechte des Kindes an seine Mutter. Es lautet fernerhin an, daß derselbe Staat, welcher mit allen Mitteln und den konventionellen Methoden die alle Gesellschaftsordnung zu fügen sucht und die Weisheit der Kinder um ihre Jugendglück betrügt, mit so fahdenjünglerischen, erfolglosen Pfaffenregeln, wie das Lehreinneuzustellbar, die Familie wieder aufbauen möchte.

So lange der Staat die vielen Tausende erwerbsfähiger Mütter in den Fabriken und Geschäften nicht nur duldet, sondern sogar läßt, so lange der Staat nicht beim Hauptpunkt, bei der Wurzel ansetzt, so lange glauben wir nicht an eine fundamentalen Veränderung. In der heutigen Gesellschafts- und Staatsordnung ist der Ruf „Die Frau gehört ins Haus“ Unwissenheit und Frevel.

Tatsache ist schon heute, daß in Gegenden mit sozial günstigen Verhältnissen und hohen Männerlöhnen die Fabrikarbeit der verheirateten Frau ganz unbedeutend ist. Die Erfahrung ist auch in größeren Schweizerstädten gemacht worden, daß mit dem Steigen der Männerlöhne viele Frauen von ihrer Erwerbsarbeit in die Familie zurückgehen und die Kinder aus den Säuglingsheimen, Krippen und Horten wieder heimzunehmen. Recht, daß ich glaube, die Erhöhung der Löhne in den Arbeiterklassen könnten die neue Gesellschafts- und Staatsordnung gründen. Sie sind aber ein Faktor; auf die übrigen kann ich im kurzen Rahmen eines Zeitungsartikels nicht eingehen. Sicherlich wird aber in der künftigen Volksgemeinschaft, die nicht am Gewinn, sondern am Nutzen orientiert sein wird, das Recht des Kindes an seine Mutter gewahrt werden. Ohne bürgerliche Machtverhältnisse und Gesetz wird sich der Aufbau und die Stärkung der Familie in ganz natürlicher, organischer Weise vollziehen und der Erwerbsfähigkeit der verheirateten Frau ihre Grenzen gezogen werden. Und weil die künftige Gesellschafts- und Staatsordnung am Menschen orientiert sein und einen lebensvollen Organismus bilden wird, der jeden starren Mechanismus ausschließt, wird er keine künstliche Gesetze schaffen, welche tiefe und unmethe Menschennurde verletzt. Auch dann wird es vereinzelte Frauen geben, welche je nach Veranlagung und Verhältnissen den Mutterberuf mit einem Erwerbsberuf verbindet. Sie werden aber eher Ausnahme bleiben, wie dies übrigens in allen Ländern, wo die verheiratete Lehretin amlet, auch heute schon der Fall ist. Der Tragenfall der verheirateten Lehretin ist liberal ein kleiner geliebter, ganz mit dem Verhältnissen zu der Masse der erwerbsfähigen Arbeiterinnen.

Als langjährige Vertreterin des Kindes- und Jugendbüros sei mir auch gestattet, dem Staate vor das Bewußtsein zu halten, weshalb er nicht durch eine durchgreifendere Antialkoholgesetzgebung das Recht des Kindes an seine Eltern besser schützt. Das wäre überaus fruchtbarer familienverbahrende Arbeit. Tausenden von Kindern könnte er die Mutter wieder geben, die durch den mühsigen und unmöglichen Alkoholgenuß ihrer Männer zur Erwerbsarbeit gezwungen wurden. Unsere Antialkoholgesetzgebung ist aber geradezu nichts, die Freiheit im Alkoholgenuß so ohne Grenze, trotzdem daraus ein so schändliches Familien-, Kinder- und Volkselend entsteht, daß es uns, wie Frau Dr. Müller an Berner Kongress treffend bemerkt, halb an den Rand des Abgrundes bringen wird. Sobald wir aber nur eine ganz kleine Einschränkung der Alkoholfreiheit im Interesse des Kindes, der Familie und des Volkes wünschen (Branntweinmonopol) heißt es: „Eingriff in die persönliche Freiheit!“ und das Wohl des Kindes, der Familie muß in jeder Beziehung dahinter zurücktreten.

Abdruck aus Carlos und Nicolas.

Von Rudolf Johannes Schmid.

Am gleichen Nachmittag noch machten sie einen Spaziergang in die Wege. In einer Schlucht saßen sie ein Pferd liegen, das abgestürzt war und die Vorderbeine gebrochen hatte. Als die drei herantraten, bewegte es mit einem unsäglich schmerzhaften Ausdruck der Augen den Kopf ein wenig in die Höhe und schüttelte.

Der Hauslehrer erlaubte, daß sofort der Spaziergang unterbrochen wurde, und die Knaben gingen zu Don Pablo und baten ihn, das Tier töten zu lassen. Aber Don Pablo antwortete: „das Pferd ist in unser Gebiet eingedrungen, es gehört dem Nachbar, töte ich es, so muß ich es bezahlen.“ Die Knaben ritten zu Don Andres (so hieß der Nachbar) und stellten an ihn die gleiche Bitte. Don Andres lächelte und erwiderte, er werde heute noch jemanden hinschicken.

Abends aber lag das Pferd zu Carlos und Nicolas Entsetzen noch immer in der Schlucht und schüttelte.

Es fiel ihnen ein, daß es in seinen Schmerzen auch noch Hunger und Durst leiden müsse, sie traten daher zum Gut Glück, Nicolas nahm ein Bündel Gras und Carlos einen Eimer mit, den er in einer Quelle, die halbwegs von der Schlucht entfernt war, füllte.

Das Pferd hob schnaubend den Kopf, sobald es das Wasser roch, wolle sich auf seinen Vorderbeinen

Auch wiederum sonderbar! Warum gilt hier die persönliche Freiheit alles, wo es sich doch nur um die Einschränkung oder das Verbot eines bloßen Genussmittels handelt? Warum aber gilt sie gar nichts, wo es sich bei den Frauen um innerer Menschenrechte handelt? In Amerika schafft sich jetzt die Familie mit dem für den Alkohol verausgabten Gelde ein glücklicheres Heim und ein besseres Leben.

Dann den Ausführungen des Herrn Debit, welcher den Mut hat, auch einmal vom Rechte des Kindes an seine Mutter zu sprechen. Das ist eine so große Seltenheit, daß er mir wie ein Krieger aus der Reihe erschien. Und wenn wir weiter folgen im Rechte des Kindes an seinen Vater, so ist es erschütternd, wie wenig daselbst gewahrt wird. Es gibt wenige Länder, die nicht in irgend einer Weise die Sünden der Väter (in vermehrtem Maße als die Sünden der Mütter) Kindern und nicht nur an sich selbst, sondern an ihren Kindern und Kindeskindern durch den Alkoholgenuß und die Geschlechteranketten vererbten. Ich hätte nicht davon gesprochen, wenn nicht Herr Debit den Anstoß dazu gegeben hätte. Aber das Kind hat, wie er Mutter und Vater, ein natürliches Anrecht an Mutter und Vater, und wenn von den vererbten Rechten des Kindes an seine Mutter gesprochen wird, darf um der Wahrheit und der Gerechtigkeit willen auch von den vererbten Rechten des Kindes an seinen Vater die Rede sein. Denn Vater und Mutter bauen zusammen das Glück der Familie und des Kindes auf und in ihrer Einheit allein wird das Recht des Kindes gewahrt.

Die Frauenbewegung in der Schweiz vollzieht sich in durchaus normalen Bahnen. Es hat sich weder die Verbreitung noch Pathologie an. In, es gibt heile und eheliche Männer der Schweiz, welche ihr einen etwas revolutionären Einfluß wüßten und die Masse der gleichgültigen Schweizerinnen aus ihrer Isolation aufzulösen möchten. Mit Jägern und Gleichgültigkeit nachdenklich aus dem Verantwortung noch fruchtbareren Kriegen und noch größeren Familien- und Volkselend. Nein, es handelt sich für uns nicht nur um das Frauenstimmrecht. Das soll uns nur Mittel sein zur Erreichung höherer Ziele: Die Verwirklichung des Friedens und der Gerechtigkeit, die Bekämpfung der Kriege, der dem Kinde Vater und Mutter nimmt (der Krieg hat die Mutter in doppelter und vielfacher Anzahl in die Erwerbsarbeit getrieben) — eine auf Nächstenliebe gegründete Staats- und Gesellschaftsordnung — eine gute Antialkoholgesetzgebung — ein Kampf der Prostitution und jeder Art von Sittenlosigkeit — lauter Postulate, welche in durchgreifender Weise das Recht des Kindes an Vater, Mutter und den Staat sichern werden.

In diesem Sinne rufen wir alle Frauen zur Erfüllung der Jachthausparole auf: „Euer Kinder Land sollt ihr lieben! Diese Liebe sei euer neuer Aberg.“ Das Unendliche im fernsten Meer! Nach ihm heile ich eure Seelen suchen und jagen!

An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr euer Vater Kinder seid. Alles Vergangene sollt ihr so vergessen.“ W. Wenzel.

Sozialversicherung.

Von Alice M. Gourd.

II.

Jedoch müssen wir noch weiter streben. Wie immer ist dieses Bundesgesetz trotz der unstrittigen Fortschritte gegenüber dem früheren Zustand nicht vollkommen, und die Notwendigkeit einer Revision hat sich nach und nach sichtbar gemacht. Der Krieg und die Veränderung der Lebensbedingungen sind dabei nicht ohne Einfluß gewesen. Was die Frauen betrifft, so sind es die internationalen Abmachungen, die im Oktober 1919 in Washington angenommen wurden, und zu deren Erfüllung die Schweiz als Mitglied des Völkerbundes wie die anderen Länder aufgefordert wurde; nämlich die Aufnahmefähigkeit zu den zu tun, nach auf dem Gebiet der Altersversicherung, die Freiheit im Alkoholgenuß und die Erwerbsfähigkeit der Frau vor und nach der Niederkunft auch auf industrielle und gewerbliche Unternehmungen, auf Transportanstalten und den Handel festsetzt, daß also eine Frau während 6 Wochen nach ihrer Niederkunft nicht beschäftigt werden darf und daß sie berechtigt ist, die Arbeit zu verlassen, wenn sie ein ärztliches Zeugnis beibringt, daß ihre Niederkunft

aufrechten und fiel mit einem Schmerzenslaut zurück. Carlos und Nicolas hoben keinen Kopf ein wenig in die Höhe, so konnte es ohne sich zu bewegen, laufen. Am folgenden Abend hatte man das Pferd noch nicht getötet. Don Andres hatte es scheinbar ganz vergessen.

Der Gedanke an das Tier ließ Carlos und Nicolas in der Nacht nicht ruhen.

„Ich höre es lächern“, rief Carlos und richtete sich im Bett auf.

„Es ist nicht möglich, es ist ja weit“, antwortete Nicolas; aber ihm tat das Tier nicht weniger leid.

„Weißt du was, wir wollen es töten, jetzt sofort, dann bleibt es nicht mehr“, meinte Carlos.

Nicolas antwortete nicht gleich, dann aber sagte er ebenfalls entschlossen: „Ja.“ Sie standen auf, nahmen eine Art aus der Küche, füllten ihre Mantelfelle und ritten davon. Es war eine wunderbare, fremde Nacht, die Sträucher mit ihren harten blauen Blüten, die Kräuter, gepflückt vom trockenen kullanischen Boden, dufteten.

In der Schlucht lag das Pferd und schüttelte. Nicolas sagte zu seinem Bruder: „Carlos, du bist der Vetter, du wirst das Pferd töten.“

Aber kaum hatte er das ausgesprochen, als ihn Beschimpfung und Mitleid mit Carlos ertappt. „Folgen wir“, sagte er mit gepreßter Stimme, ruppte zwei Gräser aus, die aus einem Riß in einem Stein wuchsen, und hielt sie ihm hin.

kunft vorausichtlich innerhalb sechs Wochen stattfinden. Eine Entscheidung, die ausreicht, um sie und ihr Kind in guten geistlichen Verhältnissen zu erhalten, soll ihr während ihrer ganzen Abwesenheit, auch wenn Arzt und Hebamme sich im Zeitpunkt der Niederkunft geeirt haben, zugesichert sein. Außerdem hat die Frau das Recht auf unentgeltliche Behandlung durch einen Arzt oder eine Hebamme. Die Entscheidungen werden entweder aus öffentlichen Mitteln bestritten oder durch ein Versicherungssystem beschafft. Mir willt, daß der Nationalrat im Frühling 1921 auf Antrag des Bundesrates hin die Zustimmung zu diesen Abmachungen verweigerte. Wenn dieser Beschluß nur aus Sparmaßregeln herbeigeführt worden wäre (die Berechnungen hatten ergeben, daß die Summe von 10 Millionen Fr. nötig wäre, um die Unkosten der von der Abmachung vorgesehenen Leistungen zu decken), hätte man nur Zeit für ein Jahr, die dem Nationalrat in der Regierung sein können, die vor den Opfern zurücktritt, die notwendig sind, wenn es sich um den Schutz der Mutter, nicht um den Schutz der Nation handelt. Aber wenn auch die petitorische Gründe eine gewisse Rolle gespielt haben, so waren sie es doch nicht allein, die in Betracht gezogen wurden. Das Abmachungs- und der Artikel 14 des Krankenversicherungsgesetzes enthalten einen guten Teil der Vorarbeiten der Washingtoner Abmachungen. Ohne die Bundesversammlung abzugeben, ist es möglich, jene zu erweitern, und der Bundesrat erließ zugleich mit dem Vorschlag, der Washingtoner Abmachung nicht beizutreten, eine Erklärung, die das Studium der Mutterversicherungsversicherung zum Gegenstand hat.

Er zeigte somit den guten Willen und die Einsicht, wie notwendig es sei, die Mutter zur Zeit ihrer Niederkunft zu schützen, indem man ihr ihre geistliche moralische und materielle Sicherheit verschafft; auch erblickte man in dieser Maßnahme ein Mittel, die Geburten zu vermehren, die Kindersterblichkeit aber zu vermindern. Außerdem kann die Verordnung des Bundesrates auf alle Frauen angewendet werden, und nicht nur auf einige bestimmte Klassen (Industrie, Transportanstalten, Handel). Die schwangere Frau, die Arbeiterin, die besonders in der Landwirtschaft den Schutz so nötig hat, kann von den Vorteilen des jetzigen Bundesgesetzes Nutzen ziehen, ebenso die ungeschulte Schicht der unglücklichen Heimarbeiterrinnen, die in keine der Klassen gehören, eine ungewisse Arbeit und einen um so ungewisseren Verdienst haben. Sie brauchen sich nur zu beschleunigen. In den meisten Fällen jedoch unterlassen sie es aus Unwissenheit, Trägheit, Mangel an Solidaritätsgesinnung, aus Mitleid mit einer gemeinsamen Klasse auch noch so wenig des so mühsam erworbenen Geldes auszuvertrauen, ohne sicher zu sein, selbst davon Nutzen ziehen zu können. Was allen diesen Gründen verleiht sich die Frauen nicht. Das einzige Mittel, ihnen die außer Acht gelassene Wohlthat nahe zu bringen, ist das Disziplinarium.

Somit trete ich an die große Frage der obligatorischen Versicherung heran, die sehr unstrittig, viel erörtert, ebenso eifrige Anhänger wie unüberzeugbare Gegner hat. Im November 1920 bei Gelegenheit seiner Generalversammlung in St. Gallen hat im Bundes schweizerischer Frauenvereine die Abstimmung ein ihr günstiges Resultat ergeben. Die zum Studium der Mutterversicherungsversicherung eingesetzte Expertenkommission sprach sich ebenfalls dahin aus. Derselben Meinung war die große Kommission, die den Revisionsvorschlag des Krankenversicherungsgesetzes zu unterbreiten hat. Hier muß ein wesentlicher Fortschritt festgestellt werden, der sich seit der Zeit vollzogen hat, das das Gesetz von 1911 ausgearbeitet und die so direkt daran beteiligte Frau von den Vorarbeiten ausgegeschlossen gewesen war. Die großen Frauenvereinigungen schicken jetzt Delegierte als Mitglieder in die Kommissionen, die den Vorentwurf zu dem Mutterversicherungsversicherungsgesetz ausarbeiten. Sie nehmen an den Verhandlungen teil, ihre Meinung wird angehört und kann befolgt werden. So haben sie das Prinzip der Versicherung nachdrücklich unterstüzt, dem von moralischen Standpunkte aus gegenüber den der Unterfertigung aus öffentlichen Mitteln, wie von der Washingtoner Abmachung ebenfalls vorzuziehen, bei weitem der Vorzug zu geben sei. Mit Freunden haben sie der Einführung der unentgeltlichen Pflege durch die Hebamme zugestimmt, die im Gesetz von 1911 bestritten gelassen worden war; sie haben die Erhöhung der Stillprämie gefordert; sie haben den Antrag der obligatorischen Mutterversicherungsversicherung für alle Personen, die der obligatorischen Krankenversicherung unterstehen, in der Meinung unterstüzt, daß nicht nur die Frauen, sondern die gesamte Bevölkerung — Männer und Frauen, Verheiratete und Unverheiratete — an dieser Teilnahme soll, die eine Maßnahme der öffentlichen Gesundheitspflege von weittragender Bedeutung ist. Sie werden weitere Anträge unterbreiten und verteidigen können, so z. B. die Zulassung der Frau zu allen Versicherungsklassen, oder die allgemeine obligatorische Versicherung. (Fortsetzung folgt.)

Carlos, das Weib in der Dinten, zog ältersd einen Helm und hatte den kurzen gezogen.

Da ging kein Bruder sein Schritte weg, lehnte sich ab und hielt sich die Ohren zu.

Carlos ging entschlossen zum Pferd, freiziehend es und hob dann das Weib in die Höhe, ließ es aber kraftlos sinken und weinte.

Nicolas hatte sich wieder umgewandt, hand da und sah ihn dumf an.

Am folgenden Morgen ließen sie durch José für eine kleine Geldsumme, die sie aus ihren Sparbüchern nahmen, das Tier unterbringen.

Reaktion: Frauenvereinen und Millegimes: Helene Davit, St. Gallen, Kellstraße 19.

Politisches: Inland: Julie Metz, Bern, Depotstraße 14. Ausland: Elisabeth Wägnmann, Aarau, Bergstraße 8 (Intermittierend).

Frankfurt: Dr. Emma L. Wähler, Aarau, Bergstraße 82. Schriftleiterin: Frau Selma Danik

